

lateinischer Kurzgrammatiken von WILLIBALD HEILMANN. Im Bereich „Funde und Anregungen“ berichtet RAINER KLIMEK-WINTER über sein an der Valenzgrammatik orientiertes Konzept der „Satzgliederbahn“ und stellt ein universell einsetzbares Würfelspiel vor; FRIEDEMANN WEITZ hat mit einfachen, aber wirkungsvollen Mitteln „Pronomina

ins (Karten-)Spiel gebracht“. Tipps und Termine sowie das wohl kaum im Unterricht zu verwendende Miniposter („Philoktet im Barbarenland“, kommentiert von JOLANA ASCHERL) beschließen dieses qualitativ durchwachsene Heft.

MARTIN SCHMALISCH

## Besprechungen

*Aloys Winterling: Caligula. Eine Biographie. München (Beck) 2003, 205 S, EUR 19,90 (ISBN 3-406-50206-7).*

Ähnlich spektakulär wie in der berühmten ennianischen *Tmesis cere comminuit brum* (Vahlen frg. 609) das Verb Wort und Hirnschale spaltet, durchtrennt auf dem Einband des hier zu besprechenden Buches der blutrote Schriftzug *Caligula* eine Marmorbüste des Kaisers in zwei Hälften – vielleicht eine symbolische Anspielung auf die Zweiteilung der kurzen Regierungszeit Caligulas (37-41) in ein augusteisch inspiriertes Prinzipat und eine Monarchie. A. WINTERLING (W.), Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Freiburg, entrollt das Leben des dritten römischen Kaisers in fünf Großkapiteln.

Kap. I (Kindheit und Jugend, 13-50) umreißt zunächst die Erfolgsbedingungen für die von Augustus gefundene Herrschaftsform: sein bewusster Ehrverzicht und die Fähigkeit, „Herrscher zu sein, ohne zu befehlen“ (18), d. h. die doppelbödige und „letztlich unehrliche Kommunikation“ (27) mit seinen aristokratischen Standesgenossen perfekt zu beherrschen, im Kontrast zu TIBERIUS, dessen „erschütternd hilflose Ehrlichkeit“ (33) ihn in der Ausübung seiner Kaiserrolle scheitern ließ, wie der Weggang nach Capri dokumentiere. Wie häufig in diesem Buch, bringen glücklich gewählte Formulierungen komplexe Sachverhalte auf den Punkt – nach vorab erfolgter differenzierter Darstellung. So heißt es über Tiberius: „Zuviel Mißtrauen gegen alle, zuviel Vertrauen in einen“ (SEJAN, der Rez.; 32). W. stellt dar, wie Caligulas Kindheit zweigeteilt war: auf glückliche sieben Jahre in quasimonarchischem Umfeld als Sohn des umjubelten Feldherrn, Statthalters und Triumphators GERMANICUS

folgte nach dem Auslöschen der Familie durch die Intrigen Sejans eine auf Capri bei Tiberius verbrachte Jugend, in der absolute Gefühlskontrolle und Verstellung keine Charakterfehler waren, wie die Quellen unterstellen, sondern blanke Notwendigkeit. Überzeugend wird SUETONS Bericht über Bordell- und Theaterbesuche Caligulas auf Capri als anachronistische Übertragung von Nerozügen dekonstruiert. Ebenso weist W. die Gerüchte um eine sexuelle Beziehung Caligulas zur Frau des Prätorianerpräfekten MACRO, ENNIA, zurück: dies Dreiergespann sorgte durch eine geschickte Intrige für die Thronfolge Caligulas an Tiberiusenkel GEMELLUS vorbei.

In Kap. II (Zwei Jahre Prinzeps, 51-86) stellt W. dar, wie der junge Kaiser unter Lenkung von Macro und Schwiegervater IUNIUS SILANUS in den ersten Herrschaftsmonaten den augusteischen Prinzipat kopiert (Amnestie, Geldgeschenke, Verzicht auf eigene Statuen in Rom, Dyarchie mit Senat), aber selbständig handelt, als beide Berater während seiner schweren Erkrankung den Gemellus zum Thronfolger aufbauen. Die Beseitigung aller drei sei nicht unter moralischen Gesichtspunkten zu sehen, wie die senatorischen Geschichtsquellen dies tun, sondern ein nötiger Akt der Selbsterhaltung gewesen. Fein zeichnet W. die Divergenz zwischen dem maßvollen politisch-institutionellen Handeln Caligulas und dem Unterlaufen traditioneller aristokratischer Formen in häuslichem und stadtrömischen Umfeld nach.

Kap. III (Die Eskalation der Konflikte, 87-124) kann als Peripetie aufgefasst werden: In einer Wenderede vor dem Senat verkündet Caligula als Reaktion auf die Anfang 39 n. Chr. erfolgte aristokratische Verschwörung *de facto* den Abschied vom Prinzipat. Dabei habe er mit dem Vorwurf

der Heuchelei die doppelbödige Kommunikation zwischen Kaiser und Senat auffliegen lassen, die bislang die Paradoxie von Republik und Monarchie überdeckt habe. Wenn der Kaiser sein Pferd *Incitatus* zum Konsul habe machen wollen und ihm einen Marmorstall, eine elfenbeinerne Krippe, Purpurdecken sowie Dienerschaft und Tafelgeschirr gegeben habe, sei dies laut W. kein Akt des Wahnsinns gewesen, wie die Quellen es darstellen, sondern die gezielte Lächerlichmachung der unmäßigen Prachtentfaltung von Konsulatsbewerbern und zugleich eine Machtdemonstration mit der Aussageabsicht, dass der Kaiser zum Konsul machen kann, wen er will. Nach Aufdeckung und Niederschlagung einer Verschwörung, in die der Kommandeur Obergermaniens GAETULICUS und Caligulas Schwestern verwickelt waren, habe der Kaiser bewusst die politische Zentrale des Weltreichs entaristokratisiert, indem er Ritter und Freigelassene in einflussreiche Positionen gebracht habe. Anders als *nobiles* hätten sie im Falle eines Umsturzes nicht an seine Stelle treten können. Quer zu den Quellen zeichnet W. plausibel einen durchweg rational handelnden Kaiser – auch bei seinem berühmten Ritt über das Meer zwischen Puteoli und Bauli: Keinesfalls habe es sich dabei um das Tun eines Wahnsinnigen gehandelt, sondern um eine mehrdimensionale Inszenierung. Die durch eine Doppelreihe von Lastschiffen entstandene 5 km lange Brücke demonstrierte die Fähigkeit, Britannien erobern zu können, sowie die Unbeschränktheit kaiserlicher Macht; dabei seien römische Elemente (Triumph) mit persischer (Hellespont- und Bosporusüberquerung des XERXES und DAREIOS) und hellenistischer Herrscherrepräsentation (Tragen von ALEXANDERS Brustpanzer) verbunden worden – Zeichen des Experimentierens mit einer neuen Herrschaftsform.

Kap. IV (Fünf Monate Monarchie, 125-160) zeigt Caligulas gezielte Zerstörung der aristokratischen Grundordnung durch Entehrungen (Abschaffen der Ehrenplätze im Theater, Beseitigung von Statuen, Verbot von Ehrenzeichen) und ökonomische Ausbeutung auf. So ließ Caligula Frauen und Kinder von Konsularen auf dem Palatin wohnen – gegen ein hohes Entgelt und mit dem Zusatznutzen jederzeit möglicher Geiselnahme. Caligula nutzte dabei, so W.s These,

den unterwerfungsbereiten Opportunismus der Aristokraten: traditionell galt es als Ehre, in der Nähe des Kaisers zu wohnen. Überzeugend dekonstruiert W. das Gerücht von Caligulas Bordell auf dem Palatin. Mit diesem Wort dürfte Caligula im Spott ebendiese Adligenwohnstätte bezeichnet haben, die ihm schöne Einkünfte bescherte – SÜETON hat es aus denunziatorischer Absicht wörtlich genommen. W.s These allerdings, dass Caligula sich als Gott inszeniert habe, um vor dem einfachen Volk die heuchlerischen Schmeicheleien der Aristokraten zu desavouieren, geht m. E. zu weit: Dies setzte eine Art augenzwinkernden Verständnisses zwischen Kaiser und Volk voraus, und v. a. einen Aufgeklärtheitsgrad der *plebs*, den man ihr schwerlich zutrauen darf. W. schildert zum Abschluss des Kapitels die Bestrebungen Caligulas, Alexandria anstelle Roms als Machtzentrale zu nutzen.

Kap. V (Mord auf dem Palatin, 161-174) rekonstruiert den Hergang der Ermordung Caligulas. Während die senatorenfreundliche Geschichtsschreibung eine Beteiligung der Aristokratie insinuiert, um ihre unrühmlich devote Rolle zumindest im Nachhinein aufzubessern, präpariert W. heraus, dass der Freigelassene CALLISTUS der eigentliche Drahtzieher gewesen sein dürfte, der, um nicht selbst belangt werden zu können, den Prätorianertribun CASSIUS CHAEREA und dessen Hass auf den Kaiser für den Anschlag instrumentalisierte – einen Beleg für diese These sieht W. in der unangefochtenen Stellung des Callistus auch unter Claudius.

Der letzte Abschnitt mit der Überschrift „Die Erfindung des wahnsinnigen Kaisers“ (175-180) ist ein Lehrstück, wie verzerrte Geschichtsbilder entstehen. Wenn bei SENECA, PHILO, IOSEPHUS und TACITUS im Zusammenhang mit Caligula von Wahnsinn die Rede ist, meinen sie „Größenwahn“, mithin also einen moralischen Defekt. Erst SÜETON macht eine psychische Krankheit daraus – dies allerdings mit weitreichenden Folgen für das Caligulabild bis heute, wie der Titel eines Forschungsberichtes von 1996 zeigt: „Caligula, Imperial Madness and Modern Historiography“. W. formuliert zwei Ziele seines Buches: eine Erzählform, „die der Spannung und Dramatik der Ereignisse gerecht wird und für Leserinnen und

Leser ohne Fachwissen verständlich sein soll“, und zum anderen die Aufgabe, „das historische Problem, das dieser Kaiser aufgibt, mit einer neuen Deutung zu lösen“ (181). Beides ist W. bravourös gelungen: einmal durch die Makroorganisation des Stoffs nach der Art einer klassischen fünftaktigen Tragödie, zum zweiten durch eine stellenweise an epische Technik gemahnende Narrativik – mit Vorverweisen, Retardationen und Digressionen zur Spannungssteigerung. Dabei bleibt die wissenschaftliche Seriosität nirgends auf der Strecke. Die Quellen werden fruchtbar zueinander in Beziehung gesetzt und auf Unstimmigkeiten bzw. Lücken und deren Intention abgefragt, und vor allem: Aus der quellenkritischen Analyse werden neue Erkenntnisse gewonnen und Geschichtsfälschungen bzw. -klitterungen aufgedeckt. Den Beck-Verlag kann man nur ermuntern, nach diesem und dem Band von ZVI YAVETZ über TIBERIUS die Reihe mit Kaiserbiographien fortzuführen.

MICHAEL LOBE, Bamberg

*Margarethe Billerbeck, Christian Zubler: Das Lob der Fliege von Lukian bis L. B. Alberti. Gattungsgeschichte, Texte, Übersetzungen und Kommentar. Peter Lang, Bern usw. 2000. (Sapheneia 5) 264 S., DM 87,- (ISBN 3-906765-24-5).*

Das „Lob der Fliege“, ein knappes Werk aus der sophistisch-rhetorischen Schaffensperiode LUKIANS, zeigt seinen Autor als echten Sohn seiner Zeit mit ihren Enkomien auf nicht von vornherein als enkomionwürdig Erscheinendes, die eine bis GORGIAS' „Helena“ zurückreichende Tradition haben. Das „Lob“ ist die ausführlichste Beschreibung der Fliege in der antiken Literatur. Es ist „die Zusammenfassung alles dessen, was ein antiker Mensch von der Fliege wußte“ (A. HERMANN, RAC 7, 1969, 1117f. im Art. „Fliege (Mücke)“; ebd. 1115 zur Abgrenzung von Fliege und Mücke). Die „Wissenschaftlichkeit steht in nichts den einschlägigen Abschnitten bei Aristoteles nach“ (S. 5), wobei Lukian nicht direkt auf ARISTOTELES zurückgriff, sondern vermutlich auf eine spätere Epitome bzw. Exzerptsammlung (83).

Das Vorwort skizziert witzig die Entstehung des vorliegenden Büchleins: die „Passion für das aufsässige Insekt ... und die wahre Fliegenjagd“ von Wissenschaftlern und Studenten des Klas-

sisch-Philologischen Seminars der Universität Fribourg. In der Einleitung (die zum Nutzen des nichtaltsprachlichen Lesers längere griechische und lateinische Zitate auch deutsch gibt) behandeln die Vf. das paradoxe Enkomion in der rhetorischen Theorie; seine Geschichte seit der Sophistik; Lukians „Lob“ mit seiner literarischen Rezeption von PSELLOS bis zu LEON BATTISTA ALBERTI, also bis ins 15. Jh. sowie, knapp, „Die Fliege in der Darstellenden Kunst“. Den Hauptteil bilden Text und Übersetzung des Lukian-Werkes (mit ausführlichem Kommentar); Psellos' Enkomien auf Floh, Laus und Wanze mit deutscher Übersetzung und ALLACIS lateinischer Übertragung von Psellos' „Floh“ und „Laus“; EUGENIOS AUS PALERMO, „Fliegentadel“ (griechisch und deutsch); GUARINO DA VERONA, „Musc(a)e collaudatio“ (Erstveröffentlichung, mit deutscher Übersetzung); ALBERTI, „Musca“ (lateinisch und deutsch). Dazu treten eine Bibliographie sowie Namen-, Sach- und Stellenregister.

Das Buch lässt nur wenige Wünsche offen. Hier seien zwei genannt. Zum letzten Satz von Lukians „Lob“ – „Ich mache, wie das Sprichwort sagt, aus einer Fliege einen Elefanten“<sup>41</sup> – erföhre man gern, wie es von da zu der ab ERASMUS gängigen Wendung „aus einer Mücke einen Elefanten machen“ kommt (auch bei GRIMMELSHAUSEN, FISCHART u. a.). PSELLOS' Τὸν κώνωπα φασὶν ὡς ἐλέφαντα zu Beginn seines „Floh“ ist doch nur ein Vergleich wie LIBANIOS' οἶον κώνωψ ἐλέφαντι παραβαλλόμενος (118 f.). Ob ERASMUS „Mücke“ lautlich an „myia“ anklingen lassen wollte? W. PFEIFFER, Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, 1989 u. ö., führt „Mücke“ ebenso wie „myia“ auf eine gemeinsame indogermanische Wurzel zurück; auch teilt er mit, daß „Mücke“ in manchen deutschen Dialekten teils im Sinne von „Fliege“ und „Mücke“, teils nur = „Fliege“ verwendet wird. Wieweit das die Prägung bei Erasmus betrifft, bleibt offen. – 235 wird WIELANDS Lukian-Übersetzung in der Ausgabe von FLOERKE „München/Leipzig 1911, Nachdruck Darmstadt 1971“ zitiert. In der Tat hat Floerke Wielands klassische Übertragung von 1788/89 1911 u. ö. neu zum Druck gebracht, allerdings „nach der Übersetzung von Wieland, bearbeitet und ergänzt“ (Titelblatt). Doch sollte die Lukian-